



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Romane

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Güter gekauft, und das vielleicht in der Hand behaltene Betriebskapital und neu aufgenommene Gelder wurden zu Meliorationen, die dem Boden, dem Klima, der Lage durchaus nicht immer entsprachen, und namentlich zu teuern Bauten verwendet, die den Gebäudewert in ein arges Mißverhältnis setzten zu dem Werte von Grund und Boden. Milliarden sind in diesem Güterhandel verdient oder vielmehr gewonnen worden, und nicht etwa von dem Schreckgespenst des „städtischen Kapitals,“ sondern von den Rittergutsbesitzer selbst und von den technisch tüchtigsten Landwirte ganz besonders — freilich zum schweren Schaden der Landwirtschaft. Die Rittergüter und die Rittergutsbesitzer sind ohne Zweifel in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung von vielfachem großem Segen in den Ostprovinzen gewesen, und noch größere Aufgaben harren ihrer vielleicht für die Zukunft. Gerade deshalb aber ist auch ihnen zu wünschen und von ihnen zu verlangen, daß sie die Reinerträge richtig berechnen und darauf gestützt ehrliche Bilanz ziehen. Das wird freilich in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen nicht abgehen ohne kräftige Abschreibungen von den eingebildeten Verkaufswerten; Hoppenstedt hat dazu in seiner Arbeit den Weg gewiesen. Aber nur wer diesen Weg einschlägt, dem kann der Staat helfen, dem soll der Staat helfen. Eine Hilfe, die den heute lebenden Gutsbesitzern diesen Weg ersparte, wäre eine Verfündigung an der deutschen Landwirtschaft auf ganze Geschlechter hinaus. G. B.



## Neue Romane



aus Arnolds Fünf neue Novellen und Der Umzug und andre Novellen (Stuttgart, Bonz u. Co., 1896, beide in dritter Auflage) sind Unterhaltungslitteratur im bessern Sinne. Man nimmt sie zur Hand, bringt damit angenehm einige Stunden hin und hat sie dann gelesen. Sie enthalten nie etwas störendes oder gar anstößiges, unanständiges. Das alles ist fein vermieden, und wir schlagen das nicht gering an. Aber dafür geht es bei Arnold auch nicht sehr tief hinunter auf den Grund, der unser Leben bewegt. Manchmal sind es nur Humoresken: Ein Regentag auf dem Lande oder Der nette Student, Amicitia. Aber auch wo ernsthaftere Lebensbilder gegeben werden, fehlt den Gestalten oft das Überzeugende wirklicher Menschen, sie scheinen zwischen Wahrheit und Dichtung hin und her zu schwanken. So ist z. B. die schönste und tiefste unter diesen Erzählungen: Die junge Frau Doktorin, ein kleines Ka-

binetstück von heimlicher, behaglicher Schilderung der Häuslichkeit, worin der einzige Erbe eines reichen Handelshauses mit seiner alten Mutter lebt. Er ist Arzt geworden und beinahe hinweg über das Heiratsalter, als ihm der Zufall, der Tod eines Freundes, dessen unbemittelte, sehr junge Tochter ins Haus führt. Diese wird bald seine Gattin, aber bei aller gegenseitigen guten Absicht und bei aller Vortrefflichkeit, das richtige innere Verhältnis will sich nicht einstellen. Und der sorgenden, klugen Mutter scheint nicht einmal alles äußerliche richtig. Da wird zum Unglück noch der Sohn eines andern Freundes, ein adlicher Assessor, in die Stadt versetzt und von seinem Vater warm in das Haus empfohlen, worin er nun, eine Donjuannatur, ein Mann, der alles kann und nie um Rat oder That verlegen ist, allmählich ein wahres Unheil anstiftet. Wie das die Mutter zuerst ahnt, die junge Frau langsam einsieht, der Herr Doktor erst ganz zu allerletzt bemerkt, und alle dann sich doch wiederfinden und schließlich alles noch gut ausgeht, nachdem sich Donjuan als echter Kavaliere rechtzeitig zurückgezogen hat, das ist sehr hübsch und sehr fein geschildert. Dennoch bleibt eine Frage zurück: Wie kann ein Mann, wie der Arzt — und Ärzte sollen doch bekanntlich schärfer beobachten als andre Menschen —, so stumpf von Wahrnehmung sein und doch im übrigen als kluger Mann und guter Arzt hingestellt werden? Dem Verfasser war das als Verzögerung für seine psychologische Malerei nötig, aber richtig war es trotzdem nicht, denn es überzeugt nicht. Und weil er ein Schriftsteller ist, der höhere Ansprüche an sich macht, so haben wir uns erlaubt, das herauszuheben. Wollte er nur Augenblicksbilder, Eisenbahnbücher oder dergleichen schreiben, so wäre es überflüssig gewesen.

Bei Konrad Telmanns *Bohemiens* (Berlin, Grote, 1896) sagt uns schon der Titel und des Verfassers Name, daß wir einen völlig andern Boden zu betreten haben. Zwei befreundete Berliner Schriftsteller, die beide nicht genug Talent oder Erfolg haben, von ihrer Arbeit nach ihren Ansprüchen leben zu können, heiraten sehr reiche Frauen: Fritz eine hausbackene, gutmütige Person, die ihn pflegt und verwöhnt, damit er nur nicht ins Wirtshaus läuft, der aber seine Schriftstellerei völlig gleichgiltig ist, Wolfgang eine scharfe, gemüthlose Kommerzienratsstochter, die ihn zum Schreiben zwingt, alles, was er schreibt, kritisiert und verwirft und dazu ihn seine materielle Abhängigkeit täglich mehr fühlen läßt. Bald sind beide Freunde gleich unzufrieden. Wolfgang hatte vor seiner Ehe ein Verhältnis zu der Nichte eines Droschkenkutschers, Lene. Dieses nimmt jetzt Fritz, der darum gewußt hat, auf und redet sich ein, er müsse Lene heiraten und sich von seiner Frau, die ihn nicht versteht, scheiden lassen. Das Verfahren wird eingeleitet, er bezieht ein bescheidenes Chambregarnie, erkrankt aber, weil er durch die Küche seiner Frau verwöhnt ist, und wird ihr zur Pflege durch den Hausarzt ins Haus zurückgeführt. Während der Genesung sprechen sich die Eheleute aus. Er begnügt sich mit

der Frau, die äußerlich musterhaft für ihn sorgt, und fordert keine geistige Teilnahme, der ihre Natur nicht gewachsen ist, an seinen ohnehin wenig ernsthaften Interessen. Und so finden sie sich denn wieder, zunächst auf einer langen Erholungsreise in die Schweiz, wo wir sie auf immer verlassen. Wolfgang ist es nicht so gut ergangen. Auch er ist krank geworden. Seine Frau quält ihn immer weiter mit ihren Ordnungen, ihren Ansprüchen und ihrem Geiz. Sie findet ihn unausstehlich, nennt ihn „Trottel“ usw., sodaß er sich in seinem Unmut von der schönen Villa am Wannsee tagelang entfernt, auf dem See rudert und das Ehejoch ihm immer widerwärtiger wird. Da findet er eines Tages plötzlich Lene, die von Fritz, wie wir sehen, wiederum Verlassene, am Ufer hin und her irren. Er speist mit ihr in dem Restaurant, wo sie sich zuerst getroffen haben. Dann fahren sie auf den See hinaus. Sie geht ins Wasser, und er, um sie zu retten, ihr nach. Aber ohne Erfolg. Es ist für beide zu spät.

Diese traurige Geschichte ist, wie sich das bei Telmann von selbst versteht, gut, nicht schleppend und nicht langweilig, wenn auch nicht gerade spannend erzählt. Denn viel Handlung, auf die wir begierig sein könnten, giebt es nicht, und um uns großen Anteil abzunötigen, dazu sind diese Leute sämtlich entweder zu blasirt oder doch zu alltäglich. Aber es wird lebendig geschildert. Man hat den Eindruck: so ist das Leben, wenn auch zum Glück nicht immer und überall. Man kennt ja die Sprachmittel, die das zu einem großen Teile schon an sich bewirken: „Und denn,“ „und nu,“ „rauschieben,“ „reingehen,“ „ganz im konträren Gegenteil,“ „jeder nach seinem Chacun,“ und was man alles noch sagen kann, ohne, wie man früher meinte, es auch schreiben zu müssen. Es giebt ohne Zweifel zahlreiche Menschen, die einen solchen Roman gern lesen und ihn sehr unterhaltend finden werden. Hat aber diese Wirklichkeit etwas irgendwie erfreuliches? Haben wir einen höhern, bessern Eindruck, wenn wir das Buch genossen haben? Vielleicht daß die Leute aus dem Volke, wie Lene, etwas besser sind als die „Bourgeois,“ männliche und weibliche. Das wäre aber auch alles. Hätten wenigstens Fritz und Wolfgang noch solche Romane geschrieben, so hätten sie selbst sich Geld verdient und hätten nicht solche Unglückssehen einzugehen brauchen. Aber der Verfasser schildert ausführlich und unerbittlich, daß sie das nicht konnten (und hier wird er manchmal etwas langweilig in dieser auf nichts hinauslaufenden Ausführlichkeit), und so können wir uns doch eigentlich für diese beiden Haupthelden trotz der verschiedenen Sorten von Getränken, Cigarren und Cigaretten, denen sie einen großen Teil ihres Daseins widmen, nicht näher interessieren. Es sind Sammermenschen, die man in ihren Restaurants lassen sollte, wo sie ja eine Aufgabe zu erfüllen haben mögen.

Tino Moralt von Walther Siegfried (München, Rupprecht, 1896, zweite Auflage) ist ein wirklicher, ausgearbeiteter Roman, ernst, vielleicht etwas

zu ernst. Denn was ist das Leben ohne Liebesglanz, und nun vollends ein zweibändiger Roman ohne ihn! Im Anfang erfahren wir freilich von einer nicht erwiderten Liebe dieses nordischen Mannes, der als Maler in München lebt und dort in seinem Atelier plötzlich hübschen Besuch empfängt. Aber das hochbeanlagte junge Mädchen, das sich mit Mutter und Schwester eine Zeit lang zum Studium der Sammlungen dort aufhält, ist nicht mehr frei. Und nun beginnt erst die Aufgabe des Buches, das dadurch gebrochne Leben Eino Moralts bis zum geistigen Verfall und zum körperlichen Ende zu schildern. Nebenfiguren, die unsre Teilnahme erwecken könnten, treten nicht auf. Der Vorgang wird also ganz einheitlich, ohne jede Ablenkung unsers Interesses, naturgeschichtlich treu, möchte man sagen, behandelt. Das seelische Leben des Menschen, seine Kunst — er ist nicht nur Maler, sondern zugleich für Poesie und Musik begabt —, lauter innere Vorgänge ohne äußere Handlung, abgesehen davon, daß der Unglückliche öfter seinen Ort wechselt und dann einen immer einsamern wählt. Die Sprache ist schön. Aber je weiter wir kommen, desto ängstlicher fragen wir: wohin führt das? Und schließlich: mußte man denn dieses ganze Leben begleiten, wenn es so in nichts enden sollte? Oder sollte etwa die Erzählung nur der Rahmen sein für das Kunsttheoretische? eine Art Sternbald? Dann geben wir zunächst gern zu, daß die Aufgabe hier wesentlich tiefer und ernster gefaßt ist, als in den meisten derartigen Malerromanen. Aber noch besser, meinen wir, wäre es gewesen, wenn wir die Theorie ohne die Erzählung bekommen hätten. Also der „Roman“ ist es, was wir an dieser Leistung des Verfassers am ehesten hätten entbehren können.

Es ist begreiflich, daß bei der ungeheuern Menge von Erscheinungen in der dichtenden Erzählungslitteratur die Gattung nach neuen Formen sucht. Gelegentlich kehrt sie denn auch zu ältern zurück und manchmal zu solchen, die man längst für vergessen halten sollte, weil sie sich in unsrer Zeit und in unserm Leben doch recht fremdartig ausnehmen. Und dabei ist es dann zuweilen, als ob sich die Gegensätze forderten. So wenn aus dem lebenslustigen, übermodernen, zerstreungssüchtigen Wien in vornehmster Ausstattung, eingeführt durch den feinsten Kreis litterarischer Gönner, etwas dargebracht wird, was sich ansieht wie ein breitpuriger, rechtschaffner englischer Familienroman ältern Datums, ohne alle Reizmittel der Schilderung, an die man längst als an etwas selbstverständliches gewöhnt ist. Wir haben beinahe schon die Hälfte der Seiten hinter uns und hin und wieder auch, offen gestanden, einige überschlagen. Denn die Postkutsche zwischen Oxford und Bristol am Ende des vorigen Jahrhunderts, in das wir versetzt werden, fährt doch gar zu langsam. Aber Geduld! Es ist etwas für den Feinschmecker, und der Appetit wächst vielleicht während des Genießens. Die Weltverbesserer von F. B. Widmann heißt das Buch (Wien, Litterarische Gesellschaft, 1896). Die Weltverbesserer sind drei Oxfordder Studenten: Coleridge, Southey und Lowell, die

uns über ihren Plan, jenseits des Ozeans einen Gesellschaftsstaat zu gründen, mit einer Ausführlichkeit unterhalten, von der wir das meiste ihnen gern erlassen würden. Dann fährt Coleridge in besagter Postkutsche nach Bristol, um dort einen Vortrag zu halten. Unterwegs stellt er Betrachtungen an, die an die englischen Humoristen erinnern, aber doch auch nur matt und schläfrig, ohne eigentliche Spitze vorgetragen werden. Der Unterhaltung mit einer Reisegefährtin, einer sehr anziehenden Schauspielerin, über Theater und allerlei Lebensfragen würden wir allenfalls größere Teilnahme schenken, wenn wir etwas früher erführen, daß er und sie ein Paar werden sollten, und daß darauf und auf die Vereitelung des Weltverbesserungsplanes die ganze Geschichte hinausginge. Aber es dauert noch ziemlich lange, bis wir dahinterkommen. Einstweilen steigt Coleridge im Hause einer alten Tante seines Freundes Southey ab. Am Theetisch fragt dann die einfache und praktisch kluge Dame den jungen Herrn, was ihn hergeführt habe. Er will einen Vortrag halten über den Untergang des weströmischen Reichs. „Ach, meint sie bedauernd, ist denn das untergegangen?“ Und als er ihr etwas betroffen sagt, daß das kein Unglücksfall sei, sondern ein bereits vor Jahrhunderten eingetretenes, nunmehr unabänderliches geschichtliches Ereignis, fragt sie weiter: „Ja, hat man das denn jetzt erst erfahren, sodaß Sie darüber einen Vortrag halten müssen?“ „Nein, erklärt er verblüfft, aber man hat doch inzwischen manches anders gehört und ermittelte, als es früher erschienen ist, und so —“ „Ja, sagt die Alte, das kann ich mir wohl denken, aber ich wundere mich, daß gerade ein so junger Mann, wie Sie, zuerst diese neuen Nachrichten erhalten hat.“ So geht es weiter. Das ist allerliebste und der erste Lichtblick in der Erzählung, die von nun an in der That sehr hübsch verläuft. Die beiden Genossen kommen, um den Freund, der so lange ausbleibt, aufzusuchen. Sie kehren bei der Tante ein, und in ihrer reizend behaglichen Behausung beim Weihnachtsfest unter dem Mistelzweig verloben sich die drei Studenten mit drei anmutigen Schwestern, deren älteste jene Schauspielerin, Coleridges Reisegefährtin und demnächstige Gattin ist. Wer für Züge des englischen Familienlebens empfänglich ist, der wird sich durch alles dies für die früher ausgestandne Langeweile reichlich entschädigt fühlen. Er mag sich dann wohl sagen, daß auch sie etwas mit zum englischen Wesen, also zum Kolorit des Kunstwerks, gehört, das der Verfasser als „historische Novelle“ einführt und seinen Absichten nach in einer Vorbemerkung erläutert. Wir befinden uns einem höhern, stark reflektirten Kunstprodukt gegenüber und werden trotz alles Genusses, den es uns bereitet hat, doch den Zweifel nicht los, ob ein englischer Roman (und warum wollte es der Verfasser nicht so nennen?) mit Figuren des vorigen Jahrhunderts wirklich ein dankbarer Gegenstand sei für einen Schriftsteller, dem die Kunst der Darstellung in solchem Maße zu Gebote steht.

Angehängt sind dieser größern noch vier kleine Geschichten, von denen

uns die zwei besten in jenem Zweifel bestärken. Es sind leicht hingeworfne Skizzen von ganz vorzüglicher Stimmung. „Die Jagdhunde ihres Mannes“: Eine vornehme Gutsherrin, untröstlich über den Tod ihres eben verstorbenen Gatten, wird durch dessen Lieblingshunde auf die Spur eines verbotenen Verhältnisses geführt, das der Verstorbne mit einer Waldhüterstochter unterhalten hat. Sie verschenkt die Hunde an einen Gutsnachbar, dessen Gattin sie dann wird. Wir können den Gegenstand nur andeuten, von den Farben der Ausführung aber keine Vorstellung geben. Ebenso bei der „Apfelblüte.“ Ein alter verwitweter Baron verliebt sich in eine Pastorstochter, die Pate seiner verstorbenen Frau, die er erziehen läßt. Er ladet sie auf sein Gut ein und verliebt sich in sie. Aber allerlei bedeutungsvolle Nebenumstände, unter anderm die Blätter von Apfelblüten, die auf die Kleider der beiden jungen Leute gefallen sind, machen es ihm rechtzeitig klar, daß diese, nämlich sein eigener Nefte und jenes junge Mädchen, ein Paar werden müssen, und so tritt er freiwillig zurück. Möglich, daß der Reiz dieser beiden, aus alltäglichen Ereignissen hervorgegangnen Erzählungen mit auf der nur andeutenden Behandlung beruht. Aber sie hätten doch auch mehr Ausführung vertragen und würden uns wahrscheinlich dann besser gefallen haben als die „Weltverbesserer.“

Im Zuge der Pest, Roman aus Kurlands Vorzeit von Eberhard Kraus (Reval, Kluge, 1895) spielt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ist sehr gut geschrieben und im übrigen vornehm und anspruchsvoll, echt „ostseeprovinzialisch.“ Dort in der baltischen Heimat wird die Erzählung gern gelesen werden als angenehmes Spiegelbild einstigen Glanzes. Aber uns Reichsdeutschen liegen wohl andre Bedürfnisse näher, als das, die Sorgen der kur- und livländischen Barone nun auch noch in der Dichtung zu genießen.

Alle bis jetzt erwähnten Bücher überragt aber doch hoch ein neuer, echter Ganghofer: Schloß Hubertus (Stuttgart, Bonz u. Co., 1896, 2 Bände). Das ist das Werk eines beobachtenden und dichtenden Erzählers von Gottes Gnaden, das uns gleich angenehm empfängt und mit wohlthuenden Eindrücken wieder entläßt. Wir suchen nicht nach Einzelschönheiten, um sie empfehlend hervorzuheben. Wir sind durch das Ganze befriedigt. Wir fühlen: das ist Leben, hie und da leicht idealisirt, wie es sein muß; nirgends sentimental und geziert, aber auch nirgends derb und verlegend. Doch einen bessern Dienst, als durch alle weiter Charakterisirung, thun wir wahrscheinlich unsern Lesern durch eine kurze Angabe des Inhalts.

Schloß Hubertus ist ein prächtiger Herrnsitz am See in den Vorbergen der bairischen Alpen. Der alte Graf Egge, dem er gehört, sitzt meistens mit seinen Förstern und Dienern in der Jagdhütte oben im Gebirge und stellt von dort aus den Hirschen und Gemsen seines weiten Reviers nach. Denn für nichts andres hat er Sinn, und wenn seine drei Söhne aus München auf

Besuch dasind, so müssen sie wohl oder übel mitthun, und es ist dem Alten leid, daß keiner ein wirklicher Jäger werden will. Derweile treffen wir Tag für Tag unten im Schlosse die Jüngste, ein nettes, begabtes, natürliches Mädchen, Kitty, vom alten Grafen die „Schmalgeiß“ oder das „Geißlein“ geheißten, auf deren Schilderung der Dichter große Kunst verwendet hat. Kitty ist ohne Mutter. Wir erfahren, daß die längst verstorbne Gräfin unter den Launen und Passionen ihres egoistischen Gemahls schwer gelitten, ja wohl geradezu daran zu Grunde gegangen sein mag. Eine alte Tante, Gundi, eine entfernte Verwandte des Hauses, hat früh den Kindern gegenüber ihre Stelle vertreten. Da der Graf selten herunterkommt, so leben die beiden Frauen ganz mit einander ihren stillen Beschäftigungen, außer wenn die Brüder aus München gekommen sind. Aber gewöhnlich nimmt ja die der Vater gleich mit in die Jagdhütte.

Keiner von ihnen ist nach dem Herzen des Grafen geraten. Tassilo, der männliche Hauptcharakter des Romans, ist leider Rechtsanwalt geworden. Er ist ganz ohne Vorurteile seines Standes, arbeitet und thut viel gutes. Er ist längst materiell unabhängig vom Vater und heimlich mit einer Sängerin verlobt. Der Alte durfte das natürlich nicht wissen, aber Kitty, seine Vertraute, ahnt es, und allmählich erfährt sie alles von dem Lieblingsbruder und bewahrt sein Geheimnis. Der zweite Bruder, Robert, ist Leutnant bei den Ulanen, ein korrekter junger Mann, der die Ehre seines vornehmen Hauses in sich spazieren trägt und übrigens dem Vater in einem fort Spielschulden zu beichten hat. Der dritte ist ein angenehmer, leichtsinniger Kadett.

In Kittys Nähe tritt alsbald ein junger Maler, Forbeck, aus München, der im Dorfe Wohnung genommen hat und drunten seine Studien macht. Am Schluß des Romans sind die beiden ein Paar, und dies Ergebnis ist das Ziel, zu dem die Handlung hinführt. Aber was liegt alles davor, wieviel ist noch zu überwinden! Der einzige, bei dem Kitty Verständnis und Unterstützung finden könnte, ist der Bruder Tassilo. Aber der ist ohne Einfluß. Er ist nun vom Vater verstoßen und enterbt worden, weil er die Sängerin wirklich geheiratet hat. Kitty selbst hat sich mit Hilfe des jüngsten Bruders heimlich aufgemacht, um bei der Trauung in München zugegen sein zu können. Dieser jüngste, der Kadett Willy, lebt nun auch nicht mehr. Gerade als Kitty in München war, verunglückte er in der Nacht durch einen Sturz aus dem Fenster bei einem Liebesabenteuer im Dorfe. Der alte Graf und das Lieserl sowohl, wie deren Eltern wissen, wie es zugegangen ist. Den Leuten im Dorf wurde gesagt, der junge Graf sei draußen am Bach gefallen, und ein Blutsturz sei dann dazu gekommen. Nun hätte nur noch der selbstgerechte, eifrige Robert Einfluß auf den Vater. Der würde mehr noch, als der Vater, Kittys Gegner sein, wenn sie jetzt von Forbeck sprechen wollte, nachdem Tassilo eben erst „so etwas“ geheiratet hat.

Kitty wird krank, und gleich nach der wundervoll geschilderten feierlichen Bestattung des jüngsten Grafen auf dem Dorfkirchhofe bei Schloß Hubertus geht sie mit Tante Gundi auf eine lange Erholungsreise nach Italien. Der Wechsel der Szene kommt, wie begreiflich, bei Ganghofer zunächst der Natur- schilderung zu gute. Dann aber entwickelt sich vor diesen mannichfachen Kulissen die Herzensangelegenheit der Menschen weiter. Forbeck ist nämlich auch in Italien und malt dort. Unser Interesse an der Handlung nimmt zu, aber auch, wie es scheint, die Schwierigkeit, die Handlung zu Ende zu führen, durch einen seltsamen Umstand. Forbeck ist, ohne daß er es weiß, das natürliche Kind eines bedeutenden Münchner Malers, des Professors Werner, der nun auch auf der Bühne erscheint, und — der Tante Gundi! Nur des Dichters feine Hand weiß das alles so zu behandeln und schließlich so zu lösen, daß wir keinen Anstoß daran nehmen. Endlich, nachdem sich Forbeck und Kitty wiedergesunden haben, muß Kitty mit der Tante zurück. Denn Graf Egge ist totkrank an Blutvergiftung und außerdem erblindet. Seine Adler, die er im Käfig unten im Park hielt, haben ihn verwundet, als er mit ihnen spielen wollte. Dann hat er sie mit eigener Hand erschossen; der Jäger mußte ihm die Büchse richten, sein Augenlicht war schon erloschen. Nun liegt er in seinem Schlafzimmer im Schloß. Das Ende kann stündlich eintreten. Da kommt denn nicht nur Kitty, sondern auch Tassilo, der Verstoßene. Er ist nun der einzige Sohn. Denn Robert, dem der Vater noch zuletzt eine enorm hohe Spielschuld bezahlt hatte, und dem dann Tassilo aus einer neuen Entwicklung mit seinem ganzen ersparten Vermögen zu helfen sich anschickt, ist gerade im Duell erschossen worden. Auf dem Totenbette versöhnt sich nun der alte Graf mit seinem letzten Erben. Auch Kittys Herzensangelegenheit trägt ihm Tassilo vor, aber der Alte versteht ihren Sinn nicht mehr. Das ist ein feiner Zug. Klaren Sinnes wäre der Alte vielleicht nicht zu bewegen gewesen.

Neben diesem reichen Leben in der gräflichen Familie geht ein andres Spiel her, dessen Rollen durch die Jäger des Grafen und andre Dorfbewohner besetzt sind. Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß Ganghofer gerade auf diesem Boden die Fäden vorzüglich zu leiten verstanden hat. Für manchen Leser wird der Roman in dem Leben dieser niedern Kreise seinen Hauptreiz haben.

